

dtv

Als die sechsjährige Emily Morrison an einem ruhigen Sonntagnachmittag aus dem Garten ihrer Eltern verschwindet, befürchtet ihr Vater Michael das Schlimmste. Erst kurz zuvor war die in einem Müllsack verpackte Leiche eines gleichaltrigen Mädchens in einer verlassenen Lagerhalle gefunden worden. Keine leichte Situation für Detective Inspector Charlie Resnick: Die Öffentlichkeit ist alarmiert und ein Kindermörder auf freiem Fuß, der jederzeit wieder zuschlagen kann ...

»Harvey hat die Gabe, Charaktere und Begebenheiten mit ein paar flinken, klaren Strichen zu skizzieren. Er ist zudem ein unübertrefflicher Erzähler, der die Beobachtungen und Sehnsüchte seiner Protagonisten so geschickt miteinander verwebt, dass nichts vorhersehbar ist.« (Katharyn Eaton in ›The San Francisco Chronicle‹)

John Harvey, 1938 in London geboren, wurde durch seine Drehbücher für Krimiserien im englischen Fernsehen bekannt. Nach Ansicht vieler britischer Schriftsteller und Kritiker gehören seine Kriminalromane zum Besten, was Großbritannien derzeit in diesem Genre zu bieten hat. Für sein umfangreiches Werk – vor allem Krimis, aber auch Erzählungen und Lyrik – wurde er vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem »Diamond Dagger« für sein Lebenswerk. Weitere Informationen zum Autor: www.mellotone.co.uk

John Harvey

Der Kinderfänger

Kriminalroman

Deutsch von
Mechtild Sandberg-Ciletti

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von John Harvey
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Schrei nicht so laut (20956)
Schau nicht zurück (21012)
Schlaf nicht zu lange (21064)
Verführung zum Tod (21112)
Tiefer Schnitt (21146)

Auch wenn dieser Roman in einer Stadt spielt, die es tatsächlich gibt, bleibt er dennoch Fiktion; sämtliche Ereignisse und Charaktere entstammen nur der Fantasie des Autors.

Ungekürzte, neu übersetzte Ausgabe
April 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1991 John Harvey
Titel der englischen Originalausgabe:
›Off Minor‹
(Viking, London 1991)
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Deutsche Erstveröffentlichung: München 1994
Die Verse auf Seite 255 stammen aus ›Infinite Beasts‹
von Rhona McAdam, in: ›The Hour of the Pearl‹
(Thistle-down Press, Saskatchewan, Canada 1987)
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines
Fotos von plainpicture/Arcangel
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Garamond 9,75/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21202-1

*Für Colin:
dafür, dass er an dieses Buch glaubte –
und sich diesen Glauben auch bewahrte.*

Der Typ saß auf der anderen Seite der Bar und starrte Raymond an, herausfordernd, los, komm schon, sag was: der junge Typ, der ihn beinahe abgestochen hätte, der mit dem Messer.

Vor sechs Wochen war es gewesen, auch an einem Samstagabend. Allerdings war es deutlich kälter gewesen, Raymond konnte seinen Atem sehen, als er am »Royal« vorbei zum Platz hinuntergegangen war. Es gab keinen Grund, warum sie einem hätten auffallen sollen, nichts Besonderes war an ihnen, vier junge Männer in Hemdsärmeln, neunzehn oder zwanzig Jahre alt, die einen draufmachen wollten; weiße Hemden und neue Krawatten, am selben Morgen bei River Island oder Top Man gekauft, dunkle Hosen lose auf den Hüften, die geballten Fäuste tief in den Taschen. Sie waren laut. Quatschten die kichernden Mädchen an, die in kurzen Röcken oder Shorts auf hohen Ab-sätzen vorbeistöckelten.

»Hey, du!«

»Was?«

»Du da!«

»Ja?«

Raymond hatte einen von ihnen angerempelt, wenn man es überhaupt so nennen konnte; er hatte mit der Schulter leicht sein Hemd gestreift, als er sich seitlich am Schaufensterglas von Debenhams vorbeidrückte.

»Hey, pass gefälligst auf, du Scheißer.«

»Okay, ich wollte nicht ...«

Die vier rückten geschlossen näher, kein Raum für Erklärungen.

»Ehrlich ...« Eine beschwichtigende Geste. Raymond hob beide Hände: ein Fehler.

Der Typ, der ihm am nächsten stand, schlug zu, eigentlich war es mehr ein Stoß als ein Schlag, aber kräftig genug, um ihn gegen das glatte, kalte Glas zu werfen; sein erschrockener Blick stachelte sie nur noch mehr an.

»Scheißkerl.«

Dann gingen sie alle zusammen auf ihn los; Schläge, die er kaum spürte, aber er ging in die Knie. Einer von ihnen holte aus und trat mit frisch poliertem Schuh zu, Raymond schrie auf, und das gefiel ihnen natürlich. Sie wollten alle etwas davon haben, ihn richtig verdreschen, während der Rest der Stadt einen großen Bogen um sie machte, noch ein paar Bier, noch ein paar Lacher, der Abend war ja erst halb um, und sie wollten alle ihren Spaß haben.

Raymond bekam ein Bein zu fassen und hielt es fest. Ein Absatz bohrte sich in seine Wade, er schlug die Zähne in den Oberschenkel und biss mit aller Kraft zu.

»Scheiße! Du Arschloch.«

»Wichser.«

Jemand packte ihn vorn am Hemd und riss ihn hoch. Ein zornbleiches Gesicht. Schmerz. Als Raymond rückwärts gegen die Scheibe taumelte, sah er kurz die Klinge, das Messer. Dann war es auch schon wieder in irgendeiner Hosentasche verschwunden, und sie waren weg. Überheblich stolzierten sie über die Straße, ehe sie zu laufen begannen.

Jetzt blickte Raymond wieder in dieses Gesicht, braune Augen, der dunkle Schatten eines Schnurrbarts; der Messerstecher saß mit drei anderen Typen an einem Tisch. Sie steckten die Köpfe zusammen, während ein Mädchen mit violetten Knutschflecken und schwarzem Dauerwellenhaar krampfhaft versuchte, einen Witz fertig zu erzählen,

obwohl sie vor Lachen kaum noch sprechen konnte. Doch der Typ, den Raymond erkannt hatte, hörte gar nicht richtig zu, er wusste jetzt, wer Raymond war, erinnerte sich; mit großspuriger Geste stand er auf und ging mit dem leeren Glas in der Hand zum Tresen. Bestellte noch ein Lager, Heineken vom Fass, bezahlte, wartete auf sein Wechselgeld und ließ Raymond dabei nicht aus den Augen. Ein Lächeln jetzt, als er sich aufrichtete, der Mund aber blieb hart. Komm doch her, du Schwuchtel, du schwules Stück Scheiße, was willst du, hm?

Raymond hatte sich an jenem Abend vor Wochen vorsichtig aufgesetzt und an das Schaufenster gelehnt, während die Passanten über seine ausgestreckten Beine hinwegstiegen oder um sie herumgingen. Zuerst hatte er sich nicht getraut, das weiche Fleisch oberhalb seiner Hüfte zu betasten, wo das Messer eingedrungen war. Unsicher auf den Beinen, alle zehn Schritte pausierend, hatte er sich schließlich an dem Rondell aus niedrigen Büschen vorbeigeschleppt, in denen ein ausrangierter Slip, matschige Erbsen, Pizzareste und Pappschachteln von Kentucky Fried Chicken und Burger King hingen, weiter an den Toiletten vorüber zum Taxi-stand am unteren Ende des Platzes.

»Queens«, sagte er und zuckte zusammen, als er sich auf den Sitz schob.

»Welcher Eingang?«

»Notaufnahme.«

Ein paar verkleidete Frauen tanzten Polonaise auf dem Fußgängerüberweg vor ihnen – Minni Maus, Lady Marian, Madonna –, ein lärmender Jungesellinnenabschied.

Vor dem Krankenhaus beschimpfte der Fahrer Raymond, weil er ihm den Sitz vollgeblutet hatte, und wollte ihm das doppelte Fahrgeld abknöpfen. Die Frau an der Aufnahme musste ihn dreimal bitten, seinen Namen zu buchstabieren,

und Raymond gab jedes Mal eine andere Schreibweise an; nicht im Traum würde er ihr seinen richtigen Namen nennen. Sie reinigten die Wunde so weit, dass sie einen Notverband anlegen konnten, verabreichten ihm eine Dosis Paracetamol und setzten ihn in einen Korridor. Dort wartete er. Nach beinahe einer Stunde hatte er die Nase voll von der Warterei, nahm sich oben am Haupteingang noch einmal ein Taxi und fuhr nach Hause.

In den ersten Tagen löste er jedes Mal, wenn er auf die Toilette ging, das Pflaster, mit dem er den Verband fixiert hatte, um nach Anzeichen einer Infektion zu suchen, ohne eigentlich zu wissen, wie diese aussehen könnten. Doch er sah nichts weiter als eine dunkler werdende Kruste, höchstens zweieinhalb bis drei Zentimeter breit, und rundherum einen schönen Bluterguss, der seine Farbe täglich änderte.

Er ging wieder zur Arbeit, und wenn er sich nicht gerade streckte oder schwere Rinderhälften schleppte, vergaß er beinahe, was passiert war. Aber das Gesicht, so dicht vor seinem eigenen, als die Klinge in sein Fleisch eindrang, das würde Raymond garantiert nicht vergessen – erst recht nicht mehr jetzt, wo es keine sechs Meter von ihm entfernt war. Der Typ hatte sich wieder zu seinen Freunden gesetzt, aber in gewissen Abständen flog sein Blick noch immer zu Raymond. *Was? Bist du immer noch hier?* Keinesfalls sollte dieser Typ glauben, dass er Angst vor ihm hätte. Raymond zählte lautlos bis zehn und stellte sein Glas ab, zählte noch einmal bis zehn, wartete, bis der Typ ihn direkt ansah, und zwang sich, dem Blick standzuhalten – na bitte –, bevor er hinausging, als wäre nichts.

Aber draußen im Korridor ging er nicht nach links zur Straße, sondern rechts die Treppe hinunter zur Herrentoilette. Drinnen war nur ein Mann in einem kurzärmeligen karierten Hemd, der, eine Hand an die Wand gestützt, leicht vornübergeneigt dastand und hingebungsvoll pin-

kelte. Raymond betrat die erste Kabine, kein Riegel, nahm deshalb die zweite und schob eilig den Riegel vor. Er zog den Reißverschluss seiner Lederjacke auf – vierzig Pfund an dem Stand gleich beim Fischmarkt, ein einmaliges Angebot – und griff in die Innentasche. Den geriffelten Griff des Stanley-Messers zu fühlen hatte etwas Beruhigendes. Der Daumennagel, mit dem er die Klinge aufschnappen ließ, war beinahe bis zum Nagelbett abgekaut. Draußen im Pissoir sang jemand »Scotland the Brave«; in der Nachbarkabine übergab sich jemand. Raymond ließ das Messer geschickt auf- und zuschnappen, auf und wieder zu. Mit der Spitze schnitzte er seine Initialen in die Wand unter dem Spülkasten und machte zum Schluss aus dem R ein B und aus dem C ein D. Während das Messer die Farbe ritzte, malte er sich ein Aufeinandertreffen mit dem Messerstecher aus, irgendwo, wo es richtig voll war, oder auch an einem stillen Ort, das war egal: Wichtig war nur, dass der Kerl wusste, wen er vor sich hatte, wenn Raymond ihn mit der Klinge bearbeitete. »Raymond Cooke.« So würde er es sagen. Brüllen war nicht nötig, sanftes Flüstern reichte. »Raymond Cooke. Weißt du noch?«

Im Lokal, wo jetzt mehr los war, brauchte Raymond einen Moment, um festzustellen, dass der Typ verschwunden war.

2

Das kleine Mädchen war seit September verschwunden. Zwei Monate schon; insgesamt dreiundsechzig Tage. Seit dem Tag von Resnicks erstem Heimspiel in der neuen Spielzeit. Alle Jahre wieder nahm er bei diesem ersten Kräftemessen mit der gleichen Begeisterung seinen Platz auf der

Tribüne im Meadow-Lane-Stadion ein. Ein neuer Spieler in der Abwehr, in der Sommerpause eingekauft; und von der letzten Seite der Lokalzeitung strahlten die beiden Torjäger, die versprochen, sich auf der Jagd nach Rekorden gegenseitig zu übertrumpfen; gute Leute waren aus der Jugendmannschaft und von den Amateuren gekommen – hatten nicht zwei aus dem Team schon in der Jugendnational-elf gespielt? Als er nach dem Abpfiff niedergeschmettert von einem 0:0 mit einer grölenden Gruppe gegnerischer Fans das Stadion verließ, dachte er daran, auf der Dienststelle vorbeizuschauen, aber dann ließ er es lieber. Er hatte gehört, dass Forest 4:1 gewonnen hatte, und auf die sarkastischen Bemerkungen seiner Kollegen, dass er wieder einmal aufs falsche Pferd gesetzt habe, konnte er verzichten. Als brauchte er sie, um das zu wissen; als würde es nicht genau darum gehen. Jedenfalls zum größten Teil.

So kam es, dass nicht der Inspector selbst, sondern sein Sergeant der ranghöchste Beamte im Dienstraum des CID war, als der Anruf einging.

Dabei hätte eigentlich auch Graham Millington nicht auf der Dienststelle sein sollen, sondern daheim in seinem Garten. Oder in Somerset. In Taunton, genauer gesagt. Bei der Schwester seiner Frau und ihrem langweiligen Ehemann, um sich bei widerlich schmeckendem Earl Grey und Eiersandwiches endlose Tiraden über die steigenden Verbrechenszahlen, das Ozonloch und die schwindende Unterstützung für die Konservativen anzuhören. Ach ja, und natürlich über Jesus. Als überzeugte christlich-konservative Umweltschützer, die hoch oben zur grünen Rechten Gottes saßen, hätten die beiden ihm zum Salat aus organischem Anbau wahrscheinlich viele gute Ratschläge gegeben, wie man den sauren Regen von sich fernhielt.

Aber Millingtons langes Gesicht und sein hartnäckiges Geunke über Staus auf der M5 hatten schließlich ihre Wir-

kung getan. »Gut«, hatte seine Frau gesagt und die Arme verschränkt, »dann fahren wir eben nirgendwohin.« Ohne weitere Diskussion hatte sie sich daraufhin mit einem illustrierten Führer durch die Tate Gallery, einer neuen Biografie von Stanley Spencer und ihren Ohrstöpseln ins Wohnzimmer verzogen: Der Kunstgeschichtekurs in diesem Semester begann mit einem neuen Blick auf die britischen Fantasten. Millington hatte ein paar Dahlien hochgebunden, die verwelkten Blüten der letzten Rosen abgeknipst und ernsthaft überlegt, ob er nicht gleich noch eine Oberflächendüngung über den Rasen gießen sollte. Er trug schwer am Unmut seiner Frau, die auf dem neu bezogenen Sofa lag und sich mit vorwurfsvoller Miene diese fürchterlichen Gemälde ansah, die sie ihm gezeigt hatte. Was war das gleich wieder gewesen? Diese blöden Kühe in Cookham. Heiliger Strohsack.

Er war keine zehn Minuten im Büro, der Tee hatte noch nicht einmal richtig gezogen, als das Telefon läutete. Gloria Summers. Zuletzt um kurz nach dreizehn Uhr auf einer der Schaukeln im Lenton-Park gesichtet. Verwandte, Nachbarn, Freunde – niemand hatte sie gesehen, seit ihre Großmutter sie allein zurückgelassen hatte, weil sie zwei Straßen weiter schnell etwas einkaufen wollte. Bleib schön hier, ja, sei brav. Gloria Summers, sechs Jahre alt.

Millington notierte die Einzelheiten, trank einen Schluck Tee und rief Resnick an. Wenn der Chef erst einmal einbezogen war, würde er wahrscheinlich selbst mit den Eltern des Kindes sprechen wollen. Denn davor graute Millington mehr als vor allem anderen: in diese zerbrechenden Gesichter zu blicken und Lügen zu erzählen.

Der Anruf enthob Resnick einer schwierigen Entscheidung: Den Samstagabend am Tresen im polnischen Klub zu verbringen, mit dem Wunsch, er wäre zu Hause ge-

blieben, oder den Samstagabend zu Hause zu bleiben, mit dem Wunsch, er wäre in den Klub gegangen. Er sprach mit Maurice Wainright, vergewisserte sich, dass alle Suchtrupps alarmiert und Streifenwagen umgeleitet waren, und erfuhr, dass noch keine neuen Informationen eingegangen waren. Sechs Uhr. Er vermutete, der Superintendent hörte Radio. Er hatte recht.

»Na, Ihre Mannschaft hat sich ja nicht gerade mit Ruhm bekleckert, Charlie«, sagte Jack Skelton.

»Sie kamen irgendwie nicht in die Gänge, Sir.«

»Und der Endspurt ist wahrscheinlich wie gewohnt zu spät gekommen.«

»Das fürchte ich auch, Sir«, sagte Resnick und berichtete ihm dann vom Verschwinden des kleinen Mädchens.

Skelton sagte nichts. Im Hintergrund war ein Nachrichtensprecher zu hören, übertönt von einer Frauenstimme, wahrscheinlich der von Skeltons Frau oder Tochter, Resnick konnte es nicht mit Sicherheit sagen.

»Fünf Stunden, Charlie. So lang ist das noch nicht her.«

Das Kind konnte von der Schaukel gesprungen sein, gemerkt haben, dass seine Großmutter nicht mehr da war, sich in Panik auf die Suche gemacht und dabei verlaufen haben. Irgendeine Mutter, irgendjemand, der eigentlich gescheiter hätte sein sollen, konnte es zusammen mit Freunden der eigenen Kinder zu Cola und Kuchen mit nach Hause genommen und die Bande vor ein Zeichentrickvideo mit vermenschlichten Tieren gesetzt haben, die die scheußlichsten Gewalttaten verübten, worüber die Kleinen Tränen lachten. Es konnte auch sein, dass es auf eine Geburtstagsfeier mitgenommen worden war und nun mit klebrigen Popcorn-Händen im »Savoy« saß. Das alles war möglich, es war natürlich alles schon vorgekommen.

Es gab aber auch noch andere Möglichkeiten ... Weder

Resnick noch Skelton brauchten den bedrückenden Gedanken auszusprechen.

»Sie fahren zu der Kleinen nach Hause«, sagte Skelton, und es war keine Frage.

»In Ordnung. Ich fahre jetzt gleich.«

»Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Resnick setzte die kleine Katze, die ihm auf den Schoß geklettert war, um sich kralen zu lassen, auf den Boden und machte sich auf den Weg.

Draußen wurde es dunkel. Vereinzelt Lichter in den Fenstern ließen das Hochhaus wie ein unvollendetes Puzzle erscheinen. Zwischen dem Kino und dem Parkhaus, das Tag und Nacht geöffnet war, bog Resnick von der Hauptstraße ab. Er parkte hinter der Kurve der Zufahrtsstraße. Eine Gruppe gelangweilter Jugendlicher, der älteste höchstens vierzehn, löste sich auf, als er sich dem Haus näherte. Er war überrascht, dass der Aufzug funktionierte. Weniger überraschend waren der beißende Uringestank und die Schmierereien an den Wänden, Liebesschwüre und Hassparolen.

Die Tür von Nummer 37 war in einem matten Dunkelgrün lackiert, das eine Pinselbreite vor dem unteren Ende dünner wurde, als wäre dem Anstreicher entweder die Farbe oder die Lust ausgegangen.

Resnick läutete und klapperte sicherheitshalber gleich noch mit der Briefkastenklappe.

Die gedämpften Lachsalven aus einem Fernseher wurden etwas leiser.

»Wer ist da?«

Resnick trat zurück, damit man ihn durch den Spion in der Tür besser sehen konnte, und hielt seinen Dienstausweis hoch. Durch das Fischaugenobjektiv sah Edith Summers verzerrt einen Mann mit großem, wuchtigem Körper

und breitem Gesicht in einem offenen Regenmantel; der Knoten seiner gestreiften Krawatte hing mehrere Zentimeter unter dem Hemdkragen, an dem ein Knopf fehlte.

»CID, Detective Inspector Resnick. Ich würde gern mit Ihnen über Gloria sprechen.«

Zwei Riegel wurden umständlich zurückgeschoben, eine Kette wurde gelöst, der Türknauf gedreht.

»Mrs Summers?«

»Haben Sie sie gefunden?«

Er schüttelte den Kopf. »Leider nicht, nein. Noch nicht.«

Edith Summers' Schultern sanken; die Angst hatte schon fast alle Hoffnung verdrängt. Ihre Augen waren rot, wund von ihren Tränen. Zermartert von Selbstvorwürfen stand sie an der Tür ihrer Wohnung und sah Resnick an.

»Mrs Summers?«

»Edith Summers, ja.«

»Darf ich reinkommen?«

Sie trat zur Seite und führte ihn dann durch den kurzen Flur ins Wohnzimmer: ein Fernsehgerät, ein Goldfischglas, Strickzeug, Fotografien, die schief in den Rahmen klemmten. Im Fernsehen, kaum hörbar, beschwatzte ein Mann mit weißem Smoking und Perücke gerade ein älteres Ehepaar, sich für eine traumhafte Gefrierkombination noch ein bisschen lächerlicher zu machen. In einer Ecke, unter einem quadratischen Tischchen mit angeschraubten Beinen und goldlackiertem Rand, schauten aus einem grünen Plastikbeutel Arme und Köpfe mehrerer Puppen hervor.

»Sie sind Glorias Großmutter?«

»Ihre Oma, ja.«

»Und ihre Mutter?«

»Sie lebt hier bei mir.«

»Die Mutter?«

»Gloria.«

Resnick versuchte, das dumpfe Dröhnen der Bässe aus

einer Anlage im Stock über ihnen auszublenden, Hip-Hop oder Rap, er war nicht sicher, ob er überhaupt den Unterschied kannte.

»Sie haben sie nicht mehr gesehen?«, fragte Resnick. »Es hat sich niemand bei Ihnen gemeldet?«

Sie sah ihn an, ohne zu antworten, und zupfte an ihren Haaren. Resnick setzte sich, sie sich auch, beide in Sessel mit geschwungenen hölzernen Armlehnen, dünnen Kissen und gepolstertem Rücken. Er wünschte, er hätte Lynn Kellogg mitgenommen, und überlegte, ob er nach der Küche fragen und eine Kanne Tee kochen sollte.

»Sie hat immer hier bei mir gelebt. Ich habe sie aufgezogen.«

Edith Summers klopfte eine Zigarette aus einer Packung, die sie in ihrer Strickjackentasche verstaut hatte, und zündete sie mit einem Streichholz an. Der Gasofen war heruntergedreht, die Flammen brannten in der Mitte blau.

»Wie mein eigenes Kind.«

Sie lehnte sich zurück und zog geistesabwesend den weiten Rock ihres Hemdblusenkleides über den Knien zurecht. Die Strickjacke um ihre Schultern war mit schwarzem Kettenstich verziert. An den Füßen trug sie Pantoffeln, einer noch mit einem nicht mehr ganz weißen Wollpompon. Ihr knapp schulterlanges Haar war noch fast ganz dunkel. Sie hätte jedes Alter zwischen vierzig und fünfundfünfzig haben können; wahrscheinlich, dachte Resnick, war sie etwa gleich alt wie er.

»Sie ist entführt worden, stimmt's?«

»Das wissen wir nicht.«

»Irgend so ein Schwein hat sie mitgenommen.«

»Das wissen wir nicht.«

»Ihr wisst beschissen wenig!«

Plötzlich aufwallender Zorn rötete ihr Gesicht. Mit einer schnellen Bewegung drehte sie den Fernsehapparat

auf volle Lautstärke und jäh wieder herunter. Dann rann-
te sie ohne eine Erklärung aus dem Zimmer und kam mit
einem Schrubber zurück, den sie wütend mehrmals gegen
die Zimmerdecke stieß.

»Hört endlich mit dem verdammten Krach auf!«, schrie
sie.

»Mrs Summers ...«, begann Resnick.

Oben drehte jemand den Sound noch lauter, sodass die
Bässe die Wände beben ließen.

»Soll ich hinaufgehen und mit den Leuten reden?«, erbot
sich Resnick.

Edith Summers setzte sich wieder. »Das können Sie sich
sparen. Sobald Sie denen den Rücken zudrehen, wird's nur
noch schlimmer.«

»Sie halten es nicht für möglich«, sagte Resnick, »dass
Gloria bei ihrer Mutter ist?«

Sie lachte kurz und hart. »Ausgeschlossen.«

»Aber sie besucht ihre Tochter doch?«

»Alle Jubeljahre mal. Wenn sie gerade Lust hat.«

»Sie lebt also hier? In der Stadt, meine ich?«

»Na klar lebt die hier.«

Resnick zog sein Notizbuch heraus. »Könnten Sie mir
vielleicht ihre Adresse geben?«

»Ihre Adresse? Ich kann Ihnen die Namen von ein paar
Pubs nennen.«

»Wir müssen alles überprüfen, Mrs Summers. Wir müs-
sen ...«

»Sie müssen Gloria finden. Sonst gar nichts. Sehen Sie zu,
dass Sie sie finden, um Gottes willen. Hier. Schauen Sie.«
Sie war wieder aufgestanden, nahm erst eines der Fotos
zur Hand, dann ein anderes und schnitt sich den Finger am
Glasrand, als sie es aus dem Rahmen löste.

Resnick betrachtete das Bild. Ein kleines Mädchen mit
rundem Gesicht und krausen Locken in einem hellen

Kleid. Dieses Bild würde auf den Titelseiten sämtlicher Zeitungen erscheinen und in Millionen Wohnzimmer ausgestrahlt werden, zusammen mit der Bitte um Hinweise, vorgetragen von Resnick oder – besonders würdevoll und ernst – von Superintendent Jack Skelton.

Die Hinweise gingen ein; beinahe zwei Wochen lang wurden sie mit Beobachtungen und Gerüchten, Beschuldigungen und Prophezeiungen überschüttet, dann jedoch, als sich offenbar kaum etwas tat, flaute das öffentliche Interesse ab. Statt Glorias Bild gab es nur noch eine kurze Notiz auf Seite fünf unten, und nachdem die Polizei jeder möglichen Spur nachgegangen war, gab es gar nichts mehr.

Kein einziger Anhaltspunkt.

Die Ermittlungen festgefahren.

Keine Spur von Gloria.

Man sah das Foto noch hier und dort in der Stadt auf Plakaten, schmutzig, bekritzelt, zerfetzt, unbeachtet.

Irgend so ein Schwein hat sie mitgenommen.

Dreiundsechzig Tage.

3

Immer wenn Raymond sich die Finger unter die Nase hielt, roch er es. Seine Hände waren wie imprägniert damit, und auch seine Arme, vor allem an den Innenseiten, wo das Fleisch dagegenschlug, wenn er es ächzend von den Haken wuchtete, die von dem Förderband in der überdachten Halle herabgingen. Er konnte sich schrubben, bis die Haut abging, sich mit Bimsstein und harten Bürsten traktieren, der Geruch ließ sich nicht vertreiben. Nicht von Fingern und Armen, nicht von Schultern und Rücken. Sogar in seinen Haaren saß er. Egal ob Shampoo, Seife, Deo oder Rasier-

wasser, Dusche oder Vollbad, nichts half, Raymond trug ihn mit sich wie eine zweite Haut.

»He, Ray. Ray, komm doch mal her. Hör zu. Ich kann dir einen Job verschaffen, wenn du willst.«

»Lass ihn, Terry. Lass ihn einfach. Kannst dir deine Worte sparen.«

»Nein, nein. Im Ernst. Wirklich. Wenn er Arbeit sucht – ich kenne da einen Kerl, mit dem kann ich mal reden.«

»Wenn der wirklich arbeiten wollte, würde er sich morgens eher aus dem Bett bequemen.«

»Wenn er's nicht braucht ...«

»Was der braucht, ist ein Tritt in den Hintern.«

»Jackie, er ist kein Rotzbengel mehr. Er ist ein erwachsener Mann.«

»Erwachsen? Schau ihn dir doch an.«

»Was gibt's denn an ihm auszusetzen?«

»Was zum Teufel gibt's *nicht* an ihm auszusetzen?«

»Ihm fehlt doch nur ein Job.«

»Und alles andere auch.«

»Jackie!«

»Ist ja auch egal, er hat sowieso kein Interesse. Er hat Jobs bis zum Abwinken gehabt. Und wie lang hat er durchgehalten? Längstens drei Wochen, vielleicht einen Monat. Einmal, ein einziges Mal, glaube ich, hat er einen Monat durchgehalten. Ehrlich, Terry, auch wenn er mein Sohn ist, ich kann dir nur sagen, wenn du dich für den einsetzt, landest du nur in der Scheiße. Er ist es nicht wert.«

»Er ist dein eigen Fleisch und Blut.«

»Da habe ich manchmal meine Zweifel.«

»Jackie!«

»Was?«

»Gib dem Jungen eine Chance.«

»Wenn dir so viel dran liegt, dann gib du ihm doch eine.«

»Sag ich doch die ganze Zeit. Ich kann ihm helfen. Ray,